

№ 14. 1893.

Das Glück der Welt.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Im kleinen Hinterzimmer des „Rothen Hirschen" zu Freiberg saßen zwei Freunde beim Wein. Es waren recht ungleiche Gestalten. Der Eine schlank, hochaufgeschossen, brünett, der Andere untersetzt, fast zu rundlich für sein jugendliches Gesicht, über das sich eine überreiche Fülle röthlich-blonden Haares etwas wirr lagerte. Das scharfgeschnittene Gesicht des Ersteren trug den Stempel unbeugsamer Energie, die Flügel der kräftig geformten Adlernase vibrirten, wie bei allen leidenschaftlichen Naturen, fast unaufhörlich, um die schön geschwungenen Lippen lag ein eigenartiger Zug des Leidens, der durch eine tiefe Falte zwischen den beiden hochgewölbten Augenbrauen noch verschärft wurde. Der Zweite hatte ein echtes deutsches Gesicht, aus dessen runden Formen kein einziger Zug besonders kennzeichnend hervorragte, es sei denn, daß man aus der keck aufgestülpten Nase etwas Uebermuth und ein gut Theil froher Lebenslust herauslesen wollte. Trotzdem hatten beide so grundverschiedene Gesichter doch etwas Gemeinsames. Obwohl des Einen Augen dunkel, die des Anderen fast hellblau waren, leuchteten sie doch in gleichem Glanze, hier wie dort sprach die gleiche Freudigkeit des Schaffens aus ihnen.

Auch die Kleidung der Beiden war durchaus verschiedenartig. Der Blonde trug in seinem ganzen äußeren Menschen eine gewisse Lässigkeit zur Schau. Die weite, kurze Joppe, die lose um den Hals geschlungene bunte Kravatte kontrastirten auffällig mit des Zweiten schwarzem, eng anschließendem Anzug, der, im Schnitt elegant, obgleich nichts weniger als neu, mit augenscheinlicher Sorgfalt gewählt war und getragen wurde.

Der Wohlbeleibte war entschieden der Redseligere. Er sprach auch dem funkelnden Rüdesheimer fleißiger zu, als sein stillerer Gefährte, der oft sinnend minutenlang in den duftenden Römer schaute, ehe er ihn an die Lippen führte.



Stachelschwein. (S. 107)

„Höre, mein lieber Juan, Du bist eigentlich ein trauriger Zechkumpan," sagte Jener endlich lachend und doch mit einem leisen Anflug von Mißstimmung. „Anstatt Dich der glänzenden Erfolge von Herzen zu freuen, sitzest Du da wie ein Mops, und es fehlte nur noch, daß Du Dir ein Fläschchen Selterser oder sonst irgend ein höchst bekömmliches, aber ebenso widerwärtiges Getränk bestelltest."

Ueber das ernste Gesicht des Anderen huschte ein flüchtiges Lächeln. „Du hast vielleicht Recht, Karl. Ich hatte mir vorgenommen, am heutigen Abend wirklich einmal so recht von Herzen lustig zu sein, aber Du weißt: ich kann mich nicht zwingen. Ich freue mich auch wahrhaftig nicht nur über das, was Du meine glänzenden Erfolge nennst, ich freue mich ebenso über den glücklichen Ausgang, den Dein Streben gefunden hat, aber es liegt trotzdem wie ein Alp auf mir."

„Verscheuche den Alp nach allen Regeln der Kunst mit einer Flasche guten Weins, das ist ein unfehlbares Mittel. Und dann stecke Dir vor Allem eine von meinen vortrefflichen Havannas da an. Solch' eine Cigarre ist ein wunderbarer Sorgenbrecher, in ihrem Rauch verflüchtigen sich die schwersten Gedanken in Nichts."

„Da hast Du wiederum Recht. Ich habe die sänftigende Wirkung der Göttin Nicotina oft genug an mir selbst empfunden und will von Deinem guten Rathe Gebrauch machen."

„Prosit, alter Junge! Ein Pereat aller Trübseligkeit, es lebe das Glück der Zukunft — sei's in Form einer anzuschlagenden Goldader, sei's in Gestalt einer schönen und reichen Braut! Prosit, Juan, stoß an!"

Die Römer klangen hell aneinander. „Ich hätte selbst nicht gedacht, daß mir der Abschied so schwer werden würde," begann Juan dann wieder. „Freilich, daß ich von Dir nur schwer scheiden kann, ist selbstverständlich."

Der Blonde verneigte sich mit einer komischen Grimasse. „Höchst geschmeichelt! Glaube nur nicht, daß es mir leichter wird, ich kann's nur nicht so zeigen. Das sagte ich schon immer meiner guten Mutter, Gott hab' sie selig, wenn ich sechs Stück Kuchen aß, ohne mich zu bedanken."

„Ich glaube wirklich auch, wir brauchen über diesen Punkt kein Wort zu verlieren. Wenn man, wie wir Beide, drei Jahre lang Lust und Leid getheilt hat, ist die Trennung immer schwer. Aber mir fällt auch der Abschied von Deutschland nicht leicht. Ich habe es lieben gelernt, euer herrliches Vaterland, dem ich mich ja doch auch angehörig fühle, ich habe eure Tüchtigkeit, eure Arbeitskraft und Zuverlässigkeit gerade hier in Freiberg schätzen gelernt, und soll nun in's Ungewisse, in die unsichere Ferne hinaus, fast mittellos, ohne zu wissen, ob und wie ich jenseits des Oceans festen Fuß fassen werde. Das ist nicht leicht, Welter, wahrlich, das ist nicht leicht!"

Der Andere that einen mächtigen Zug und schlug dann mit seiner kräftigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Nimm mir das nicht übel, Ceriso, Du bist ein komischer Herr. Machst da ein Examen, wie es das alte Freiberg seit Menschengedenken nicht gesehen hat, ein Examen, daß die Professoren die Hände über diesen Ausbund von Fleiß und Gelehrsamkeit über dem Kopfe zusammenschlagen, und jammerst dann, Du müssest über's Meer gehen. Weißt Du denn nicht, Señor Don Juan Ceriso, daß hundert deutsche Bergwerksverwaltungen ihre Finger sofort nach Dir ausstrecken werden, daß der hochwohllöbliche Staat Dich mit Kußhand zu einem seiner wohlbestalltesten und schlechtbezahltesten Beamten machen würde? Warum also, Freund, warum in aller Welt Namen spottest Du des alten Wortes: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich?"

„Du sagtest es schon selbst: ich kann hier vielleicht bald eine Stellung erlangen, die mir ein leidliches Einkommen gewährt — mehr aber nicht. Das genügt mir nicht. Ich will, ich muß reich werden, sehr reich."

„Mit anderen Worten, Du tauschest den Spatz in der Hand gegen eine Taube auf dem Dache — oder besser auf einem Andengipfel um. Offen gestanden, Ceriso, ich begreife das nicht. Du bist persönlich anspruchsloser, als die Mehrzahl aller unserer Kommilitonen, Du hast fast gar keine Passionen, wozu also diese Sucht nach irdischem Mammon? Wahrhaftig, wenn ich Dich nicht besser kennen würde, müßte ich Dich mit Fug und Recht habgierig nennen. Ist das vielleicht eine Nationaleigenthümlichkeit von euch Spaniern?"

Ceriso antwortete nicht gleich. Er hatte sich eine Speisekarte herangezogen und zeichnete auf deren Rückseite mechanisch allerlei wirre Schnörkel.

„Ja und nein!" sagte er dann endlich, ohne aufzusehen. „Ich weiß, das Geld ist wahrlich nicht das Glück dieser Welt, ich werde es niemals als etwas Anderes ansehen, denn als Mittel zum Zweck, und doch bin ich habgierig. Ich habe einen großen Zweck, ein schwer zu erreichendes Ziel vor mir. Das Schicksal hat mir eine Lebensaufgabe gestellt, welche nur durch reiche Mittel zu lösen ist, deshalb muß ich darnach streben, reich zu werden. Aber ich sehe wohl, damit setze ich für Dich nur ein neues Räthsel an die Stelle des alten."

„Sehr richtig, mein weiser Juan!"

„Wenn's Dir jedoch recht ist, will ich Dir wenigstens dieses Räthsels Lösung geben, Karl. Ich spreche sonst nicht gern von meiner Vergangenheit und meinen Zukunftsträumen, aber ich hatte mir so wie so vorgenommen, Dir, ehe wir uns vielleicht für immer trennen, einen Einblick in meine Verhältnisse zu eröffnen. Was ich Dir anvertraue, ist ja, das weiß ich, gut geborgen, und ich möchte andererseits gerade vor Dir, meinem liebsten, einzigen Freunde, in keinem falschen Lichte erscheinen."

Welter streckte ihm die Hand über den Tisch hin. „Wenn's nur das ist, so sei unbesorgt. Wie ich mich bisher nie in Deine Geheimnisse gedrängt habe, so würde ich auch niemals etwas Schlechtes von Dir glauben, und wenn die ganze Welt es mir aufschwatzen wollte. Ich kenne Dich besser."

„Wie dem auch sei, mir selbst ist's eine Wohlthat, mein Herz einmal zu erleichtern. Ich bitte Dich also, laß mich erzählen."

„Ich höre," sagte Welter einfach. Er fühlte aus den Worten des Freundes, mehr vielleicht noch aus dem Tonfall derselben heraus, daß es sich um eine ernste Sache handelte. Das stimmte ihn selbst ernst.

Ceriso lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte sinnend auf die rauchgeschwärzte Eichentäfelung der Decke. „Ich muß weit zurückgreifen, ich muß Dir eine Geschichte erzählen, Karl, die sich vor fast drei Jahrzehnten abspielte — eine Geschichte, die voll himmelaufjauchzenden Glückes begann und im tiefsten, herzzerreißenden Leide endigte."

Er machte eine kurze Pause, wie um seine Gedanken zu ordnen, und begann dann: „Das Madrid jener Zeit unterschied sich wesentlich von der heutigen spanischen Hauptstadt. Damals waren die Vorstädte noch nicht ausgebaut, die Stadt selbst zählte kaum die Hälfte der heutigen Einwohnerzahl, die moderne Unternehmungslust hatte noch nicht Bresche in die engen, winkeligen Straßenzüge gelegt, die selbst im Centrum nicht fehlten. In einer jener Gassen, der Carrera de San Geronimo, stand damals ein alter Palast, der seit Jahrhunderten im Besitz der Cerisos war. Du mußt Dir unter diesem Palast nun freilich kein Prachtgebäude vorstellen, es war im Gegentheil ein zwar recht geräumiges, aber höchst vernachlässigtes Bauwerk trotz des stolzen Wappens mit den drei Disteln, welches über dem hochgewölbten Thoreingang an frühere, bessere Zeiten gemahnte. Die Cerisos waren sehr arm, bettelarm könnte man fast sagen, und dies Haus war so ziemlich der letzte Rest ihrer Habe. Der wohlhabendere Zweig der Familie war schon vor zwei Jahrhunderten nach Amerika ausgewandert, der zurückgebliebene hatte im Staatsdienst allmälig sein kleines Vermögen zugesetzt, die französische Herrschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts raubte ihm auch den bisher sorgsam aufrecht erhaltenen Schein des Wohlstandes. Vor Kurzem war der letzte männliche Sproß des alten Hauses gestorben, sein einziges Kind, seine Tochter Ximene, hatte er in fast hilfloser Lage zurückgelassen. Der Notar, dem die traurige Aufgabe, die Hinterlassenschaft zu ordnen, zufiel, war froh, als er einen Käufer für das Grundstück fand, dessen Gebot wenigstens die Bezahlung der Schulden des letzten Ceriso und allenfalls eine kleine Rente für die Tochter sicherte. Die Uebergabe des Hauses sollte in den nächsten Tagen stattfinden, bis dahin wohnte Ximene mit einer alten Dienerin noch in den verödeten, fast von allem Hausgeräth entblößten Räumen.

Die beiden Frauen saßen eines Abends spät in einem der wenigen, noch leidlich bewohnbaren Zimmern, als plötzlich von der Straße herauf ein wüster Lärm, gefolgt von Waffenklirren, heraufttönte. Es war dies damals nichts Seltenes in Madrid, die öffentliche Sicherheit ließ viel zu wünschen übrig — man machte nicht viel Aufhebens von einem Mordanfall auf offener Straße. Die Dienerin war aber neugierig und trat an das Fenster. Inzwischen war jedoch der Lärm schon verstummt, sie sah nur noch einige fragwürdige Gestalten in höchster Eile um die nächste Ecke huschen und hörte gleich darauf den gleichförmigen Schritt der Wache, die natürlich, wie immer bei solchen Gelegenh iten, zu spät kam.

Sie sah aber auch, wie die wohllöbliche Polizei sich um einen dunklen Körper, der sich nur undeutlich von dem Straßenpflaster abhob, schaarte. Dann pochte es unten an der Hauspforte. ‚Aus Barmherzigkeit,' wurde gerufen, ‚öffnet, er verblutet sich unter unseren Händen.'

Die alte Doña wollte dem Hilferuf durchaus keine Folge geben, sie fürchtete sich vor der Polizei fast noch mehr als vor Dieben, aber ihre Gebieterin schob sie entschlossen bei Seite. ‚An unserem Hause hat man noch niemals vergebens um Hilfe gebeten,' sagte sie stolz, ‚es soll keine Ausnahme gemacht werden, so lange ich hier etwas zu befehlen habe.'

Einige Minuten später bettete man einen schwerverwundeten jungen Mann auf die dürftige Lagerstätte der Herrin des Hauses, und sein Blut rieselte über ihr weißes Gewand, als sie an dem Bett niederkniete, um seine Wunden zu verbinden.

Jener Mann wurde mein Vater, Ximene Ceriso war meine theure arme Mutter.

Der Freiherr v. Stauden-Wetzfeld, so habe ich später erkundet, war bei der Gesandtschaft einer der deutschen Großstaaten angestellt; er galt als einer der flottesten Lebemänner der Stadt, sein Reichthum und seine tollen Streiche waren sprichwörtlich geworden. Jung und schön, mit den blendendsten Gaben des Geistes ausgestattet, lag vor ihm eine glänzende Laufbahn, der jetzt, so schien es fast, der mörderische Ueberfall einiger Straßenräuber ein schnelles Ende machen sollte. Der sofort herbeigerufene Gesandtschaftsarzt behauptete wenigstens, daß die Verwundung eine lebensgefährliche sei, und erklärte zugleich den Transport des Freiherrn für unmöglich.

Sei es, daß damals schon in meiner Mutter Brust das Samenkorn der Liebe keimte, sei es, daß zunächst nur inniges Mitleid ihr Herz beseelte, sie theilte sich mit den Schwestern vom heiligen Kreuz in die Pflege des Verwundeten. Lange lag derselbe ohne Besinnung, als er dann aber die Augen aufschlug und an seinem Schmerzenslager eine hohe Frauengestalt erblickte, als sich ein ernstes Mädchenantlitz von wunderbarer Schönheit über ihn neigte, fing sein leicht entzündbares Herz sogleich Feuer, und auch meine Mutter unterlag jenem schmerzlich-süßen Zauberbann der Liebe, aus dem es kein Entrinnen gibt. Sie hielt diese Liebe vielleicht um so weniger für etwas Sträfliches, als sie ja einem Manne galt, dem der Arzt selbst nur noch eine kurze Lebensfrist zumaß.

Allein die kräftige Natur des Freiherrn spottete der Voraussetzungen des Arztes. Er genas. Es schien freilich, als ob er nie wieder seine volle Gesundheit zurückerlangen würde, aber er konnte doch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sein Lager verlassen, und nun spielte sich einer jener Romane ab, wie sie die Dichter oft beschrieben und besungen haben. Der Freiherr warb in leidenschaftlicher Gluth um meine

Mutter, ihr Herz gehörte ihm längst ganz zu eigen — was Wunder, daß sie nach kurzem Zögern einwilligte, die Seine zu werden.

Jetzt setzt indessen die Tragik des Liebesromans meiner armen Eltern ein: es kann für mich keinem Zweifel unterliegen, daß mein Vater ein Ehrenmann war, er wollte das Beste, wie seine wahrhafte, tiefe Liebe zu meiner Mutter denn auch aus jeder seiner Handlungen hervorleuchtet. Aber er gehörte zu jenen Naturen, welche unbequemen Weiterungen, schwierigen Kämpfen gern aus dem Wege gehen, er war vielleicht auch allzusehr Diplomat, und hoffte, auf Umwegen ein Ziel leichter zu erreichen, dem sich auf direktem Wege mannigfache Hindernisse entgegenstellen mußten.

Mein Vater war nicht selbstständiger Herr seines Vermögens und, obwohl großjährig, auch theilweise nicht Herr seiner Entschließungen. Noch lebte auf den deutschen Familienbesitzungen sein Vater, nach dem Bilde, welches ich mir aus den Erzählungen meiner Mutter und aus einzelnen Briefschaften, theilweise auch durch spätere persönliche Erkundigungen gemacht habe, ein absonderlicher, in mancherlei Standesvorurtheilen befangener, griesgrämiger alter Herr, der mit seinem Sohne weitausschauende, hochfliegende Pläne hatte. Anstatt nun vor Allem dessen Einwilligung zu erbitten, entschloß mein Vater sich zu einer heimlichen Ehe. Ich weiß nicht, ob er infolge seiner Kenntniß von des alten Herrn Charakter gewiß war, jene Einwilligung nicht zu erlangen, ob er es für rathsamer hielt, dem Vater mit einer vollendeten Thatsache gegenüber zu treten — kurz, er wußte meine Mutter von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß die Veröffentlichung des Ehebundes einer späteren Zeit vorbehalten bleiben müsse, und sie zögerte in mädchenhafter Unerfahrenheit um so weniger mit ihrer Zustimmung, als ihr ja des Geliebten Name, Rang und Reichthum gänzlich gleichgiltige Dinge waren. Mit Hilfe eben jenes Notars, welcher die Hinterlassenschaft meines Großvaters geordnet hatte, eines listigen, verschlagenen Mannes, gelang es damals leicht, die Vollziehung der Ehe in völliger Verborgenheit zu bewirken, am 13. Februar 1851 wurden meine Eltern in einem kleinen baskischen Dorfe durch Priesters Hand für's Leben miteinander verbunden. Zur Ehre meines Vaters muß ich noch hinzufügen: er hatte keine Vorsicht versäumt, die Eheschließung war eine kirchlich und gesetzlich durchaus giltige, die Papiere über den Vollzug derselben wurden bei Don Luis Lacera, dem Notar, hinterlegt.

Die Ehe meiner Eltern gestaltete sich zu einem kurzen Wonnerausch, um so holder, um so anmuthsvoller vielleicht, als er von dem Schleier eines süßen Geheimnisses umsponnen war. Meine Mutter ist in jenen anderthalb Jahren unendlich glücklich gewesen, niemals ist darum auch nur der leiseste Vorwurf gegen den Vater über ihre Lippen gekommen. Aber als ich dann geboren war, drang sie doch in ihn, sich mit meinem Großvater zu verständigen. Er willigte auch ein, erbat und erhielt einen längeren Urlaub, um mit uns nach Deutschland zu reisen — da traf kurz vor der Abreise die Nachricht von dem Ableben des alten Freiherrn ein.

Und nun folgte Schlag auf Schlag. Ich sagte Dir schon, die Gesundheit meines Vaters hatte sich nie wieder ganz gekräftigt, die Todesnachricht traf ihn vielleicht gerade doppelt schwer, weil er sich seinem Vater gegenüber nicht frei von aller Schuld fühlte. Eine plötzliche, sehr heftige Erkältung trat hinzu, die Abreise mußte verschoben werden. Aus der Erkältung entwickelte sich eine Lungenentzündung, und nach einer Krankheit von kaum acht Tagen stand meine arme Mutter, eine schwergebeugte Wittwe, am Sarge des geliebten Mannes, hilflos, einsam, verlassen!"

Juan Ceriso schwieg erschüttert. Welter hatte schweigend zugehört, jetzt suchte er die Hand des Freundes und drückte sie herzlich. „Ich kann fast ahnen, Juan, was folgte," sagte er voll inniger Theilnahme.

„Nein, Du kannst den ganzen Umfang menschlicher Schurkerei nicht ermessen, der sich damals offenbarte, Karl. Höre nur weiter. Während meine Mutter, ganz in ihre Trauer versunken, an nichts dachte, als an den theuren Verstorbenen und an mich, ihr Kind, waren jedenfalls die Verwandten in Deutschland telegraphisch durch die Gesandtschaft benachrichtigt worden. Ein entfernter Vetter war der nächste Erbe zum Majorat — außer mir. Kaum acht Tage nach dem Todesfall traf derselbe in Madrid ein, um die dortige Hinterlassenschaft zu ordnen.

Mein Vater hatte außer seiner zum Schein beibehaltenen Junggesellenwohnung eine größere Wohnung mit meiner Mutter gemeinsam bezogen. Dort war er gestorben, von dort aus beerdigt worden. Dorthin lenkten sich natürlich auch die Schritte seines Vetters in der richtigen Vermuthung, daß es auch dort noch das Eine oder Andere zu ordnen geben könne.

Du kannst Dir sein Erstaunen denken, als meine Mutter ihm im vollen Bewußtsein ihres Rechtes als Freifrau v. Stauden gegenübertrat. Sie war von dem Verstorbenen noch in den letzten Tagen über die Verhältnisse eingehender unterrichtet worden und setzte meine Rechte auf die Erbschaft als etwas durchaus Selbverständliches voraus. Vielleicht, ja wahrscheinlich glaubte der deutsche Edelmann zuerst wirklich, einer Betrügerin gegenüber zu stehen, dann mochten die schlichten, aber gewiß bestimmten Worte meiner armen Mutter ihn glauben machen, daß *sie* die Getäuschte sei — kurz, er entfernte sich, nachdem dieselbe ihn unterrichtet hatte, daß Luis Lacera ihre Angelegenheit vertreten werde, in durchaus verbindlicher, sich einen Ausweg nach jeder Richtung hin sichernder Form."

(Fortsetzung folgt.)

Das Stachelschwein.

(Mit Bild auf Seite 105.)

Durch ihren Stachelpanzer sehen die Stachelschweine ganz gefährlich aus, sind in Wirklichkeit jedoch äußerst harmlose, furchtsame Thiere von sehr geringer Begabung. Man findet sie in den Küstenländern des Mittelmeeres, besonders häufig in Algerien, Tripolis und Tunis, wie in Kleinasien. Das Stachelschwein (siehe das Bild auf S. 105) übertrifft unseren Dachs noch an Größe, nicht aber an Länge. Auf der Stirne beginnt die borstige Mähne, deren anfänglich biegsamen Haare nach hinten zu in die bekannten steifen Borsten mit abwechselnden farbigen Streifen übergehen. Man fertigt vielfach Federhalter, Pinselstiele u. s. w. daraus. Die Stacheln lassen das Thier viel umfangreicher erscheinen, als es wirklich ist; sie sind auch durchaus keine Angriffswaffen, sondern nur Schutzmittel gegen Schlangen, wie z. B. die gefährliche Hornviper im Vordergrunde unserer Illustration, und andere Feinde, die das Stachelschwein in seiner Heimath hat. Will es sich gegen diese schützen, so rollt es sich kugelförmig zusammen, biegt den Kopf unter den Bauch und hält überall die Stacheln vor.

Wer hat Recht?

(Mit Bild auf Seite 108.)

F. Häußler's Gemälde, das unser Holzschnitt auf S. 108 wiedergibt, läßt uns in eine Dorfstraße blicken. Rechts im Hintergrunde „dengelt" ein Alter seine Sense, und im Vordergrunde sitzen auf einem dicken Baumstamme, der vor einem Hause liegt, fünf Bauern nebeneinander. Es muß wohl ein besonders wichtiger Fall sein, der die beiden Alten zur Linken so in Eifer gebracht hat, daß sie in augenscheinlicher Erregung miteinander streiten. Die Entscheidung der Frage „Wer hat Recht?" ist vielleicht gar nicht so einfach, worauf namentlich der Gesichtsausdruck des zwischen den Parteien Sitzenden hindeutet, der die Pfeife im Munde und ein Schriftstück in der Hand hat, um das sich vielleicht der ganze Streit dreht.

Die feierliche Ernennung Cola di Rienzi's zum Volkstribunen auf dem Kapitol zu Rom.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des Mittelalters gehört jener Cola di Rienzi, der, um 1312 als Sohn eines Gastwirthes geboren, gegen die Mitte des Jahrhunderts durch den Versuch der Wiederherstellung einer römischen Republik auf demokratischer Grundlage sich einen Namen gemacht hat. Am 20. Mai 1347 begann dieser Volksheld in der ewigen Stadt jene große Umwälzung, indem er das ganze Volk durch Herolde feierlichst zum Kapitol entbieten ließ. Dort erschien dann Rienzi im Harnisch, aber ohne Helm, in einem pomphaften Aufzuge und hielt eine hinreißende Rede, in der er eine Reform der Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege in Aussicht stellte. Als er geendet hatte, jauchzte ihm Alles begeistert zu, wie wir diese denkwürdige Scene auf S. 109 dargestellt finden, und für eine kurze Zeit hob sich Rom in der That zu neuer Blüthe. Aber schon am 8. Oktober 1354 fiel der mißliebig gewordene Volkstribun einem Aufstande zum Opfer.

Durch eigene Kraft.

Novellette von **Carl Ed. Klopfer.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Ach was, lassen wir jetzt die trübseligen Betrachtungen! Die Schulden zahlt der Alte, und wir genießen unsere Jugend. Es lebe der Leichtsinn!" Damit erhob sich der hübsche junge Mann und stieß mit den ihm lärmend zustimmenden Zechgenossen an.

Es war eine Gesellschaft junger Lebemänner, die sich an einem Sommernachmittag in Charlottenburg bei Berlin im Villengarten eines durch seine Verschwendung bekannten Herrn v. Pannewitz zusammengefunden, um den Geburtstag des Hausherrn zu feiern. Man war im Lauf des Gesprächs dazu gekommen, die beneidenswerthe Lage des gastfreundlichen Krösus mit der eigenen zu vergleichen, und da hatten so ziemlich Alle zu klagen, denn waren sie auch insgesammt aus wohlhabenden Familien, so standen sie doch meist in Abhängigkeit und litten an dem großen Uebel: Schulden.

Doktor Erwin Holberg war vielleicht am meisten „in der Tinte". Als Sohn eines sehr reichen ehemaligen Großhändlers schien er seine Lebensaufgabe offenbar nur darin zu suchen, die ihm vom freigebigen Vater zur Verfügung gestellten Mittel — und leider noch sehr viel darüber — zu verausgaben.

Heute war er wieder in seiner tollsten Laune. Er stieg auf seinen Stuhl, den Champagnerkelch in der Rechten. Aber er kam nicht zu der beabsichtigten Rede. Sein in die Runde schweifender Blick hatte im Nachbargarten ein reizendes Bild entdeckt: ein junges Mädchen von auffallender Schönheit spielte da drüben mit zwei Kindern Ball. Holberg machte die Genossen darauf aufmerksam.

„Ach ja," bemerkte der Hausherr mit einem wehmüthigen Seufzer, „das ist die schöne Magda."

„Wer ist das?" riefen die Andern.

Pannewitz theilte mit, das Nachbargrundstück gehöre einem Grafen L. Magda sei nur Gouvernante, aber ebenso unnahbar als hübsch. Nun neckte man ihn, wie so er das wisse, bis

Holberg im Wagemuth der Weinlaune die kecke Behauptung aufstellte, daß ihn die Widerspenstigkeit dieses „netten Käfers" keinesfalls abschrecken würde. Er näherte sich hierauf dem lebendigen Zaun und bohrte sich mit einem Stock eine Bresche, durch die er den Nachbargarten übersah. Die Uebrigen folgten ihm, um auf dieselbe Weise ihre Neugier zu befriedigen.

„Nun, Holberg," flüsterte einer der Gecken, „wenn Du Muth hast, so steig' hinüber! Es wäre ein Hauptspaß."

In diesem Moment flog der Ball, von der Hand des Knaben zu weit geschleudert, gerade auf die Lauscher zu und blieb in der Hecke stecken. Erwin lächelte den Freunden zu und bemächtigte sich des Spielzeuges. Was er voraussah, geschah. Die Kinder liefen auf den Zaun zu und suchten den Ball. Endlich riefen sie Fräulein Magda, die zum Vergnügen der Lauscher auf der anderen Seite herankam. Sie bog die Zweige auseinander und fuhr mit einem Schreckensruf zurück, als sie die lachenden Gesichter der Herren entdeckte. Die Kinder, als sie die Gouvernante schreien hörten und jetzt gar einen Unbekannten über die Hecke springen sahen, liefen aufkreischend davon, dem Hause zu.

Erwin verbeugte sich vor Magda, die den so plötzlich vor ihr Stehenden verwirrt und entrüstet anstarrte, keines Wortes fähig.

„Mein Fräulein, ich war so glücklich, den Ball aufzufangen."

Magda dankte mit einem stummen Neigen ihres Köpfchens und streckte die Hand aus, den Ball zu empfangen. Erwin ergriff blitzschnell diese Hand.

„Aber, meine Schöne, so leichten Kaufes sollen Sie nicht dazu kommen. Ich setze einen hohen Preis auf diesen Ball."

„Mein Herr! Ich begreife nicht, was Sie wollen."

„Einen Kuß," lachte der Kühne und trat dicht an sie heran. Sie stieß ihn mit funkelnden Augen zurück und riß sich los.

„Sie sind — betrunken!" sagte sie mit einer verächtlichen Geberde und lief davon.

Erwin sah ihr etwas betreten nach; da schlug das Gelächter seiner Genossen an sein Ohr und spornte ihn an, sein wenig ritterliches



Wer hat Recht? Nach einem Gemälde von F. Häußler. (S. 107)

Gebahren fortzusetzen. Er setzte der Fliehenden nach und ereilte sie an einer Laube, welche sie den Blicken der Herren entzog. Hier vertrat er dem Mädchen den Weg. Magda zitterte vor Zorn und Angst.

„Gehen Sie! Augenblicklich! Oder ich rufe um Hilfe!" stieß sie hervor.

„Ha!" rief er, den Kopf trotzig zurückwerfend, „glauben Sie, ich fürchte mich? Ich bin nicht so ängstlich."

„Gewiß nicht," erwiederte sie, „aber doch — feig genug, ein armes, schutzloses Mädchen zum Gegenstand eines beleidigenden Angriffs zu machen. Gehen Sie und lassen Sie sich von Ihren Genossen dieses Heldenstückes wegen bewundern!"

Sie wandte das Gesicht ab, um ihm die Thränen zu verbergen, aber ihr Schluchzen verrieth sie.

„Sie sind sehr — stolz," sagte er gepreßt, denn ihre Worte hatten ihn getroffen.

Magda suchte sich zu fassen. „Und Sie sind hochmüthig, herzlos und — ich wiederhole es: feig!"

Damit richtete sie sich stolz auf und schritt an ihm vorüber, der diesmal unwillkürlich zurückwich und ihr den Weg frei gab. Er blieb noch wie in den Boden gewurzelt, als Magda den Eingang des Hauses erreichte, wo ihr eine ältere, elegant gekleidete Dame entgegentrat, die ihr augenscheinlich heftige Vorwürfe machte. Erwin bedachte, daß die Gouvernante vielleicht ihre Stellung in diesem Hause verlieren werde eines Vorfalls wegen, an dem sie doch ganz unschuldig war. Einen Moment erwog er, ob er sich der Hausfrau nicht vorstellen, und den Sachverhalt, sich selbst anklagend, aufklären sollte, dann aber wandte er sich mit unmuthiger Geberde ab und kehrte nach der Hecke zurück, wo ihn die Freunde sofort mit neugierigen Fragen bestürmten.

„Still!" wehrte er sie kurz ab. „Kein Wort mehr über diese dumme Geschichte!"

Sein entschiedener Ton hielt die Anderen von weiteren Fragen ab. Sie folgten ihm zum Tische und nahmen ihre unterbrochene Unterhaltung wieder auf. Bald schwelgte man denn auch wieder in der früheren ungebundenen Fröhlichkeit. Nur Erwin war nicht mehr ganz derselbe. Seine Heiterkeit war eine erkünstelte; die ganze Gesellschaft kam ihm mit einem Male schrecklich schal und langweilig vor.

Bei sinkender Nacht begab man sich in die Villa, wo der Hausherr seinen Gästen ein „kleines Spielchen" vorschlug, was mit großer



Die feierliche Ernennung Cola di Rienzi's zum Volkstribunen auf dem Kapitol zu Rom. (S. 107)

Bereitwilligkeit angenommen wurde. Auch Erwin betheiligte sich daran mit sehr viel Eifer, fand er dadurch doch Gelegenheit, sich zu zerstreuen oder den Anderen zumindest seinen Stimmungswechsel zu verbergen.

2.

Zur selben Zeit saßen zwei ältere Herren im Salon eines geschmackvollen Hauses in der Potsdamerstraße zu Berlin. Es war Herr Wilhelm Holberg und sein langjähriger Freund, der pommer'sche Gutsbesitzer Justus v. Stehling, der heute angekommen war.

Es schien kein heiteres Thema zu sein, das Erwin's Vater mit dem Freunde besprach. Mit gefalteter Stirn hielt er sich über mehrere Papiere gebeugt, die auf dem Schreibtisch vor ihm lagen, und hörte auf die ernsten Worte des Gutsbesitzers, die ihm eine unangenehme Nothwendigkeit zu entwickeln schien.

„Wie ich Dir sage, ich kann Dich von dem größten Theil der Schuld nicht freisprechen. Du selbst hast dem Jungen mit Deiner übergroßen Güte Vorschub geleistet."

Holberg seufzte schwer und zerriß langsam die Papierstreifen. Sein trauriges Kopfnicken stimmte dem Freunde bei.

„Und wenn Erwin jetzt gezwungen sein wird, sich auf eigene Füße zu stellen, dann kann vielleicht sein besseres Selbst noch gerettet werden. Laß mich mit ihm sprechen, wenn Du ihm selbst diese Eröffnung zu machen nicht die Kraft hast. Es muß ja sein!"

Holberg seufzte wieder und stand auf. Er warf die Papierfetzen in den Papierkorb; es waren die Wechsel, die ihm heute von einigen Gläubigern seines Sohnes präsentirt worden waren.

„Ja, Stehling, thu' das, mir würde es doch zu schwer fallen!"

— — — — — — — — — — — —

Erst beim Morgengrauen kehrte Erwin heim. Sein Kopf war wüst, seine Stimmung die denkbar unbehaglichste. Er hatte an seinen Freund Pannewitz nicht nur seine ganze Barschaft verloren, sondern war ihm noch für nahezu zweitausend Mark Schuldner geblieben.

Als er gegen zehn Uhr nach dem Speisezimmer zum Frühstück gehen wollte, fand er im Salon Herrn v. Stehling, seinen Taufpathen. Das setzte ihn in Verlegenheit; dazu blickte ihn der alte Herr heute so seltsam düster an.

„Erwin, mein Junge," begann der Gast, indem er aufstand und im Auf- und Niedergehen das Zeitungsblatt, in welchem er vorher gelesen hatte, zusammenfaltete, „ich muß Dir etwas Ernstes mittheilen! Ich befinde mich diesmal nicht so zufällig im Hause Deines Vaters, wie sonst; ich kam gestern Abend auf eine Depesche Deines Vaters. Vielleicht ahnst Du bereits, was diese Depesche enthielt?"

Erwin erschrak in der Voraussicht einer peinlichen Eröffnung. „Ich weiß nichts. Ist etwas vorgefallen?"

Stehling reichte ihm das Zeitungsblatt und bezeichnete ihm eine Notiz, die so lautete: „Der gestern früh erfolgte Selbstmord des Bankiers Sallstein, über welchen wir bereits im letzten Abendblatt berichteten, erfährt durch seine Motive ein sehr sensationelles Nachspiel. Wie sich nämlich ergab, hat der Unglückliche nicht nur sein eigenes beträchtliches Vermögen im Börsenspiel verloren, sondern war noch so gewissenlos, fast sämmtliche Depots in einer Weise anzugreifen, daß seinen Kommittenten bei den vorliegenden kolossalen Passiven kaum ein Bruchtheil ihres Eigenthums aus der Konkursmasse zu ziehen möglich sein dürfte —"

Erwin sah seinen Pathen fragend an.

„Nun, Dein Vater gehört auch zu den Betrogenen, Du weißt ja, daß er mit Sallstein im Geschäftsverkehr stand. Was Du aber nicht weißt, das ist der Umstand, daß mein armer Freund sein gesammtes Vermögen diesem Elenden anvertraut und überdies noch in letzter Zeit für ihn eine Bürgschaft geleistet hat, die ihn vielleicht des letzten Restes seines Eigenthums, dieses Hauses, berauben dürfte."

Erwin schwieg. Seine blutleeren Lippen zitterten; er mußte sich auf eine Stuhllehne stützen.

„Es wird ihm leider fast nichts bleiben, nachdem er vorgestern noch einige Wechsel eingelöst hat, die Du in Umlauf gebracht hattest."

Der junge Mann schrie laut auf, schlug die Hände vor's Gesicht und sank auf den Sessel. Stehling blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn lange stumm und unbeweglich.

„Was nun folgen muß, das magst Du Dir selbst ausmalen," begann er dann auf's Neue. „Du wirst einsehen, daß Du auf fernere Unterstützung Seitens Deines Vaters nicht mehr rechnen kannst, daß Du Deine Kenntnisse dazu benutzen mußt, Dir von jetzt an selbst durch die Welt zu helfen. Ich will Dir keine Vorwürfe über Deine bisherige Lebensweise machen, jetzt wäre es ja dazu zu spät. Ich habe es übernommen, anstatt Deines tief getroffenen Vaters, Dich von dieser Katastrophe in Kenntniß zu setzen und zugleich mit Dir die nun unumgänglich nöthigen Maßregeln zu berathen, die Deine Zukunft betreffen —"

„Nichts von mir!" rief Erwin aufspringend. Sein Gesicht war erdfahl, aber seine Stimme klang fest. „Ich werde mich schon durchschlagen, und kann ich's nicht, so habe ich mein Schicksal ja verdient. Aber was wird mein armer Vater nun beginnen?"

Stehling legte ihm theilnahmsvoll die Hand auf die Schulter. „Sobald wir zusammen hier Alles geordnet haben, wird Holberg natürlich zu mir kommen. Vorläufig handelt es sich also nur um Dich. Du wirst wohl selbst wünschen, Dein neues Leben anderswo als in Berlin aufbauen zu können, schon Deiner bisherigen Bekannten wegen. — Gut. Ich habe bereits etwas für Dich, wo Du Deine Kenntnisse verwerthen kannst. Du magst, wenn es Dir gefällt, nach Dresden gehen; ich kann Dich an ein dortiges Blatt empfehlen, in dessen Redaktion man gewiß Leute mit Sprachkenntnissen brauchen wird. Zur Begründung Deines neuen Lebensweges will ich Dir ein Darlehen von zweitausend Mark zur Verfügung stellen, wenn Du geneigt bist, den erwähnten Vorschlag anzunehmen."

Erwin zuckte zusammen. Die Erwähnung der zweitausend Mark erinnerte ihn jetzt mit schrecklicher Plötzlichkeit an die „Ehrenschuld" in fast gleicher Höhe, die er Herrn v. Pannewitz zu erstatten hatte. Aber er hätte es jetzt nicht um den Preis seiner Seligkeit über sich vermocht, diese Spielschuld einzugestehen. Gleichviel, die Reisekosten und die ersten Erfordernisse des Aufenthalts in Dresden konnte er wohl noch zusammenbringen.

„Aber jetzt zum Vater!" rief er dann und lief nach dessen Zimmer.

Er fand den Vater gefaßter, als er gehofft hatte. Aber gerade die vorwurfslose Trauer, mit der er empfangen wurde, rührte ihn mehr als die bittersten Klagen. Laut aufschluchzend sank er dem Vater an die Brust. Reue, innige Antheilnahme und heilige Schwüre für die Zukunft lagen in den Thränen, die er am Halse des tief erschütterten Mannes weinte. — —

Erwin sollte jedoch erfahren, daß das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, schwer zu erreichen sei. Gleich am andern Tage war er abgereist, nachdem die ihm von Stehling gewährten zweitausend Mark durch die Begleichung der Spielschuld an Pannewitz auf einen sehr kleinen Rest zusammengeschmolzen waren. In Dresden erfuhr er die erste niederschmetternde Enttäuschung, indem sich ihm weder in der Redaktion des bezeichneten Blattes, noch in anderen eine Vakanz bot. Seine Hoffnungen sanken von Tag zu Tag. Aber er hätte sich niemals entschlossen, an Stehling um einen Zuschuß zu schreiben. Nein, selbst wollte er sich durchringen und eher auch nichts von sich hören lassen. Aber die Aussichten dazu verringerten sich immer mehr, wie es schien. Auf seine mannigfachen Zeitungsinserate, in welchen er sich zu allen möglichen Aemtern anbot, kam keine einzige Zuschrift. Um sich nothdürftig satt zu essen und die Miethe für sein elendes Dachkämmerchen zu bestreiten, mußte er allmölig das halbwegs Entbehrliche seiner Habe in's Leihamt tragen; zuerst die Uhr und einige Ringe, dann Stück für Stück seiner reichen Garderobe, endlich sogar seine Bücher und den größten Theil seiner Wäsche.

Eines Tages aber wußte er nicht mehr, wovon er sich morgen Nahrung beschaffen solle. Der Anzug, den er trug, war sein einziger, und der Winter stand vor der Thür. Da that er denn doch den bitteren Schritt und wandte sich an Stehling. Er schilderte ihm seine schreckliche Lage, ohne eine weitere Bitte hinzuzufügen; zu betteln konnte er sich noch immer nicht entschließen, und der Taufpathe konnte ja aus seiner Erzählung Alles errathen. Und Erwin wartete, wartete fünf, sechs, sieben Tage, zwei Wochen, es kam nichts. Er hatte den Winterüberzieher verkauft, das verschaffte ihm trockenes Brod. Dann ging auch das zu Ende. Der Hunger stellte sich ein, und von Stehling kam nicht einmal eine Antwort. Erwin sagte sich, daß sein Brief vielleicht verloren gegangen sei, aber er brachte es jetzt nicht mehr über's Herz, zum zweiten Male zu schreiben. —

An einem kalten Novembernachmittag saß er voller Verzweiflung in seiner ungeheizten Kammer, da vernahm er Schritte auf der Holztreppe vor seiner Thür. Es wurde gepocht, und der Postbote gab einen Brief ab. „Stehling's Antwort!" sagte sich Erwin, indem er an's Fenster trat, um das Schreiben zu entziffern. Es war aber ein Stadtbrief von unbekannter Hand.

Ein Kaufmann Brendel berief sich auf eines der früheren Inserate Holberg's; er wünsche einen Hofmeister für seine zwei Knaben zu engagiren. Die Adresse bezeichnete ein Haus im vornehmsten Stadtviertel. Erwin begab sich am nächsten Vormittag mit Herzklopfen dahin. Im Salon hieß ihn der Diener warten.

Gleich darauf näherten sich Frauenschritte. Erwin stieg das Blut zu Kopf bei dem Gedanken, sich in ziemlich schäbiger Kleidung einer Dame zeigen zu sollen. Als diese dann aber auf der Schwelle erschien, da wurde er sehr blaß, denn es war — Fräulein Magda. Magda jetzt vielleicht die Gebieterin dieses Hauses? Erwin fühlte einen brennenden Stich bei dieser Erwägung.

Magda schien ihn ebenfalls zu erkennen, denn sie erröthete tief.

„Ich habe die Ehre, mit — Frau Brendel?" stotterte er.

Diese Anrede gab ihr die Fassung zurück. „Es gibt hier keine Hausfrau," sagte sie ruhig. „Herr Brendel ist Wittwer. Ich bin nur die Erzieherin seiner Tochter. — Sie sind wohl Herr Doktor Holberg?" Erwin verbeugte sich. „Herr Brendel ist momentan beschäftigt, aber er hat mich beauftragt, indessen Ihre Zeugnisse zu empfangen. Ich werde sie ihm dann vorlegen."

Erwin's Stimme bebte, überwältigt von mächtiger Bewegung.

„Verzeihen Sie einem Unglücklichen, mein Fräulein! Aus Ihren Händen soll ich gleichsam eine Gnade empfangen, demselben Munde

eine Fürbitte verdanken, dem ich einst den Ausdruck einer gerechtfertigten Entrüstung entlockte! Sie sehen mich auf's Tiefste beschämt —"

Sie wehrte mit einer ernsten Geberde ab. „Erwähnen Sie nichts mehr davon, mein Herr, ich bitte Sie! Wenn Sie unser Hausgenosse werden sollen, ist unsere beiderseitige Stellung nur dadurch haltbar, indem wir an dem Gedanken festhalten, uns heute zum ersten Male gesehen zu haben."

Sie sprach ernst, aber ohne jeden Groll, was Erwin angenehm empfand. In ehrerbietiger Haltung überreichte er ihr seine Papiere, dann gab er ihr in schlichten, aber durch ihren Inhalt sehr eindrucksvollen Worten eine Schilderung seines ganzen Lebens. Sein Schicksal, die bitteren Erfahrungen seiner jüngsten Epoche mußten sie versöhnen.

Erwin erhielt auch wirklich die Hofmeisterstelle in dem Hause. Uebrigens war Herr Brendel ein prächtiger alter Herr, wohlwollend und zartfühlend, wie es Holberg ja gerade in seiner gegenwärtigen Lage mit gerührter Dankbarkeit empfinden mußte. Seine beiden Zöglinge, die er auf's Gymnasium vorzubereiten hatte, waren wohlerzogene, fleißige Kinder, die jedem Lehrer seinen Beruf zur herzlichsten Freude machten.

Bei der weisen Sparsamkeit, die ihn seine düstere Prüfungszeit gelehrt hatte, war er bald im Stande, seine Verhältnisse auf's Beste zu ordnen. Er schaffte sich wieder Bücher an und fand bei seinen zahlreichen Mußestunden hinreichend Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vertiefen, denn seine kühne Thatkraft schwang sich jetzt zu neuen, höheren Zielen empor. Er wollte sich auf eine Professur vorbereiten, sich eine gefestigte, ehrenvolle Lebensstellung erringen. Aber nicht allein dem Vater und dem Pathen wollte er den Beweis seines Werthes erbringen; es galt auch, sich vor Magda zu rehabilitiren.

3.

Ein Jahr war verflossen, als Erwin seinem Ziele mit einem Male um einen großen Schritt näherrücken sollte. Die Universität G. hatte nämlich eine Preisbewerbung für die beste Erledigung einer philosophischen Streitfrage ausgeschrieben. Erwin hatte sich daran betheiligt, und heute kam ihm von der Fakultät die Nachricht zu, daß sein Werk den ersten Preis davongetragen hatte. Außerdem bot das Richterkollegium dem preisgekrönten Doktor Holberg eine Dozentenstelle in G. an, die er schon im Herbst, also in wenigen Monaten, antreten konnte. Erwin's Auge leuchtete vor Entzücken, als er das Dekret in Händen hielt.

Kurz vor Tisch traf er mit Magda im Garten zusammen. Er ging auf sie zu, begrüßte sie und erstattete ihr kurzen Bericht über die Wendung seines Schicksals.

„Also Sie wollen uns verlassen?" fragte das junge Mädchen, leicht die Farbe wechselnd.

„Ja, ich gehe nach G. Aber ehe ich scheide, habe ich Ihnen noch eine Bitte vorzutragen, mein Fräulein."

Sie hob den Kopf und sah ihn an, senkte aber augenblicklich die Wimpern, als sie seinem feurigen, beredten Blick begegnete. Er ergriff ihre Hand.

„Meine Bitte geht dahin, Sie mögen an meine gründliche Umwandlung glauben und mir mein Benehmen von damals verzeihen. Darf ich Ihr freundliches Wort darüber mit mir nehmen?"

Sie wandte sich ab und preßte die Hand auf's Herz; sie hätte ihm gerne gesagt, daß sie ihm längst vergeben habe, aber sie fürchtete, ihre Bewegung nicht bemeistern zu können.

Er gab jedoch ihre Hand, die sie zurückziehen wollte, nicht frei, sondern erfaßte auch die zweite, dann zog er sie beide mit Zärtlichkeit an die Lippen.

„Und jetzt soll Alles zwischen uns entschieden sein!" flüsterte er leidenschaftlich. „Magda, könnten Sie mir ein süßes, hoffnungsvolles Wort schenken, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie lieb habe, so unendlich lieb, wie nichts in der Welt?"

Sie konnte ihm ihr Erröthen und die Thränen nicht verbergen, die ihre Wangen netzten. Er zog sie sanft an sich, hob ihr Köpfchen empor, und sie ließ es geschehen, daß er einen Kuß auf ihre frischen Lippen drückte; einen Kuß, ganz verschieden von dem, um welchen er sich vor einem Jahre beworben hatte.

— — — — — — — — — —

Noch am selben Tage setzte sich Erwin hin und schrieb einen ausführlichen Brief an seinen Vater und Herrn v. Stehling, in welchem er sein ganzes Herz ausschüttete.

Eine Woche später wurde er in's Arbeitszimmer Herrn Brendel's gerufen; dort fand er neben dem Hausherrn Magda und Herrn v. Stehling. Mit einem Freudenruf eilte er dem alten Freund in die Arme. Dieser eröffnete ihm im Laufe des lebhaftesten Gedankenaustausches, warum er ihm damals nicht geantwortet habe.

„Es geschah, um Dich zu prüfen. Ich habe Dich während der ganzen Zeit niemals aus dem Auge gelassen. Was Dir widerfuhr, das hat Alles die besten Früchte getragen. Mit gutem Vorbedacht ließ ich Dir gleich zu Anfang eine Enttäuschung widerfahren, aber mein alter Freund Brendel war es auch, der Dich auf meine Empfehlung in sein Haus zog und Dir auf Deinem Wege behilflich war. Daß ich Dir damit aber auch den Weg zum Herzen dieses prächtigen Mädchens gebahnt habe, das wußte ich freilich nicht. Glück zu, mein Goldjunge! Du hast Dir einen köstlichen Preis errungen. Wenn es noch einer Bestätigung dafür bedürfte, daß Du Dich zu einem ganzen Kerl aufgerafft hast, so wäre es Deine Wahl."

Schon am darauffolgenden Tage befand sich Erwin mit Stehling auf dem Wege nach der Universitätsstadt G. Man war dahin übereingekommen, daß der junge Bräutigam sein Liebchen noch bis zur Eröffnung des Wintersemesters im Hause Brendel's belassen sollte, während er die Zeit bis dahin benützte, sich an der Stätte seines künftigen Wirkens umzusehen, sich das Nestchen für sein Eheglück zu bauen, wozu ihm der väterliche Freund mit Rath und That behilflich sein wollte.

Erwin sprach davon, ein bescheidenes Häuschen zu miethen, das ihn, sein Weibchen und den Vater beherbergen könne. Stehling machte ihm lächelnd Vorwürfe, daß er sich schon vermessen wolle, dem Vater Unterhalt zu bieten, wo er doch erst noch für sich selbst sorgen müsse, aber Erwin erklärte, Stunden geben zu wollen, Alles zu thun, um den Vater zu sich zu nehmen, ohne den er sich sein Glück nicht denken könne. Stehling stimmte endlich bei.

In der Universitätsstadt angekommen, bat Erwin den Pathen sogleich, mit ihm nach einer passenden Wohnung zu suchen. Stehling meinte nach einigem Nachdenken, er wisse vielleicht schon etwas dergleichen, er habe eben Nachricht von einem alten Bekannten erhalten, dessen Haus hier zu vermiethen sei. Erwin war darüber begreiflicherweise sehr erstaunt. Stehling rühmte sich lachend, daß er in allen Weltgegenden Bekanntschaften besitze.

Er führte ihn nach einer stillen, vornehmen Straße und blieb endlich vor einem schmucken Villengebäude mit prächtigem Gärtchen stehen. Erwin meinte, daß diese Villa für seine Verhältnisse viel, viel zu luxuriös sei, aber der Pathe versicherte, sie sei billig zu haben. Dann klingelte er dem Gärtner, der die beiden Herren durch alle Räume geleitete, deren elegante Ausstattung Erwin zu fortgesetztem wehmüthigen Kopfschütteln veranlaßte. Wollte ihn denn der Pathe zum Besten haben? Er wollte schon herausplatzen, gegen diesen sonderbaren Scherz zu protestiren, als eine Equipage in die Thoreinfahrt rollte. Der Gärtner erklärte, der Hausherr sei angekommen, und ließ die Herren allein. Stehling führte den jungen Mann in's untere Stockwerk hinab, den Eigenthümer zu begrüßen, wie er sagte. Im Vorzimmer aber wandte er sich nach seinem jungen Begleiter um. Erwin blieb frappirt stehen, als er sah, wie sich der alte Herr unter Lächeln die Thränen von den Backen wischte. Eine plötzliche Ahnung durchzuckte ihn. Mit einem leisen Schrei der Freude riß er die Salonthür auf. Ein alter, hochgewachsener Herr stand am Fenster, der sich jetzt umwandte — und Erwin lag lachend und weinend in den Armen seines Vaters. Es dauerte lange, bis Beide Worte finden konnten.

„Ja, wie ist mir denn!" rief Erwin. „Du, Vater, hast Dich hier angekauft?"

„Von den Resten seines Vermögens," lachte Stehling. „Der Verlust bei Sallstein war glücklicher Weise von keiner besonderen Bedeutung. Wohl aber für Dich, Erwin, denn Du fandest dadurch Dein bereits verloren geglaubtes Selbst!"

„Ach, Vater!" rief da Erwin plötzlich aus übervoller Brust. „Jetzt fehlt zu unserem Glücke nur noch Magda, mein Lieb!"

„Was?" schrie Stehling. „Bist Du noch nicht zufrieden mit meinem Arrangement, Du unbescheidener Bursche! Aber ich bin einmal heute in der Laune, alle Deine Wünsche zu erfüllen. So hebe ich denn meinen Zauberstab und befehle kraft meiner Herrschaft über die Geister dieses Hauses: Wo ist die Braut? Herbei mit ihr, daß sie die Gesellschaft vervollständige!"

Mit einem Ruck wandte sich Erwin nach der Zimmerthür hinter ihm, die jetzt aufging und Magda einließ, die lächelnd ihrem Bräutigam entgegenflog.

„Was? Bin ich nicht ein Hexenmeister?" meinte Stehling. „Mit einem Zauberschlag ist der noch vor wenigen Minuten ganz mittellose Dozent zum wohlbestallten Hauseigenthümer geworden. Jetzt könntest Du Dein Prasserleben eigentlich ganz gut wieder von vorne anfangen. Was meinst Du?"

„Spotten Sie nur!" lachte Erwin, mit dem rechten Arm Magda zärtlich umschlingend, die Linke in der Hand seines Vaters. „Hier halte ich die Gewähr meines Glückes fest. Reichthum und Wohlleben kann ich nun weiser genießen, aber ich verdanke sie der Güte meines Vaters. Meine Lebensaufgabe werde ich jedoch in meinem Berufe und in der Liebe zu meinem holden, angebeteten Weibe suchen; das sind die Güter, die ich mir durch eigene Kraft errungen habe!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein sonderbarer Prozeß. — Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Hessen, nicht weit von Kassel, der Baron v. Lenning, der durch seine wunderlichen und zuweilen höchst originellen Einfälle viel von sich reden machte. Sieben Jahre lang war er in einen schwierigen Rechtshandel verwickelt, den er schließlich verlor, wie er meinte, durch Schuld seines eigenen Advokaten, der sich habe von der Gegenpartei bestechen lassen. Darüber gerieth er in großen Zorn und gelobte, daß er diesen „spitzbübischen Rechtsverdreher" sieben Jahre lang gewissermaßen an einen Galgen hängen wolle, und diese Idee führte er auch wirklich aus. In dem zu seinem Gute gehörigen Dorfe befand sich ein Wirthshaus, das an der Landstraße nach Kassel lag und von Reisenden

häufig besucht wurde. Es führte seit langen Jahren das Schild „Zum goldenen Lamm." Dies ließ der Baron wegnehmen und dafür ein anderes anbringen mit dem karikirten, aber doch recht ähnlichen Porträt seines Advokaten in Lebensgröße und ganzer Figur. Der hölzerne Rahmen war so eingerichtet, daß er aussah wie ein Galgen. Darunter stand: „Zum Advokaten . . ." (Vor- und Zuname, um Niemand in Zweifel zu lassen, wer gemeint sei.)

Das Gerücht von dieser merkwürdigen Schildveränderung des allbekannten Wirthshauses verbreitete sich rasch weit und breit in der Gegend und gelangte auch zur Kenntniß des Advokaten, der sich sogleich an Ort und Stelle begab und den Skandal betrachtete. Aus einiger Entfernung sah es wirklich täuschend so aus, als ob er bildlich am Galgen hinge. Wuthentbrannt forderte er den Wirth auf, das schandbare Ding herunterzunehmen, dieser aber weigerte sich, denn der Baron Lenning sei Eigenthümer des Hauses und habe es so befohlen.

Racheschnaubend fuhr der Advokat nach Hause und leitete sofort Klage ein. Der Baron wurde darauf vom Gericht ernstlich aufgefordert, das Schild zu beseitigen; allein er weigerte sich dessen und erklärte, da Könige und Kaiser auch auf Wirthshausschildern figurirten und Niemand etwas dagegen einzuwenden habe, auch die hohen Herren selbst nicht, so könne der Gerichtshof ihm unmöglich verbieten, dem klägerischen Advokaten eine solche „Ehre und Auszeichnung" zu erweisen, die dieser sehr wohl verdient habe. Daß das Porträt etwas auffallend und wunderlich gerathen sei, wäre Schuld des Malers, der gerade nicht zu den Großmeistern der Kunst gehöre. Aber diese Eigenheit theile das Bildniß mit so vielen Porträts von Kaisern und Königen auf Wirthshausschildern, die meistens auch nicht sonderlich wohl getroffen wären. Durch solche spitzfindige Einwendungen, welche den Richtern Kopfzerbrechen genug machten und in allen Instanzen erst reiflich erörtert werden mußten, zog bei der Langsamkeit des Rechtsschlendrians jener Zeit der Baron den Prozeß so in die Länge, daß er richtig sein Gelübde, den Advokaten sieben Jahre lang aufzuhängen, vollständig erfüllen konnte, was ihm das größte Vergnügen machte. Erst nach so vielen Jahren erfolgte ein endgiltiger gerichtlicher Bescheid, der ihn zwang das Schild herunterzunehmen und in die Rumpelkammer zu werfen, worauf dann das „Goldene Lamm" wieder zu Ehren kam. Auch in diesem Titel wollte nunmehr der Advokat eine Beleidigung seiner Person sehen, seine Klage aber wurde diesmal abgewiesen. [F. L.]

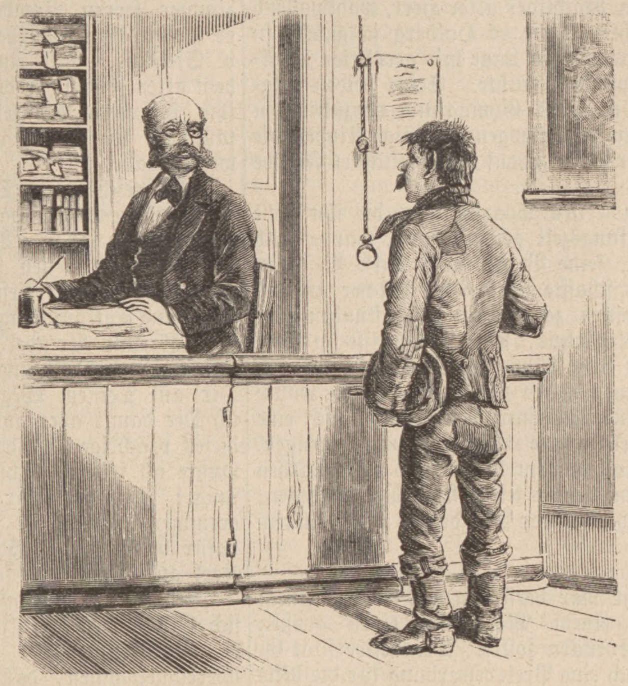
Woher rührt die Sitte des Tragens der Ohrringe? — Die Ohrringe waren in den ältesten Zeiten Zeichen der Sklaverei und waren so geschlossen, daß sie nicht aus dem Ohr entfernt werden konnten. Die Form desselben bezeichnete den Besitzer. Deshalb trugen auch bei vielen barbarischen Völkern die Frauen Ohrringe als Zeichen der Unterthänigkeit gegen ihre Männer, und noch heute sind sie ein Zeichen der Sklaverei unserer Damen, wenn auch nicht den Männern gegenüber, doch der einer Putzsucht, die sie zwingt, sich dem Wilden, der Nase und Ohren durchbohrt, gleichzustellen. [—dn—]

Humoristisches.



Beim Billard.

A.: Das ist aber nicht mehr auszuhalten mit Ihnen, Sie spielen mit einem kolossalen Schwein.
B.: Pardon, mit wem spiele ich?



Im Verhör.

Richter: Sie haben eine Frau?
Bummler: Aufzuwarten.
Richter: Wie lang'?
Bummler: 1 Meter 16 Centimeter.

Merkwürdige Ansicht. — Nach Beendigung des schlesischen Krieges bereiste Friedrich der Große Schlesien. Auf einer Haltestation sah er einen Invaliden stehen, der ihm eine Bittschrift übergab.

„Was willst Du?"

„Eine Pension verlange ich!"

„Du hast ein Bein verloren — sollst auch eine Pension bekommen! Wie lange dienst Du mir?"

„Ich hab' sieben Jahre gedient, aber gegen Sie."

„Gegen mich?"

„Ja; denn ich bin ein Oesterreicher!"

„Ei, so laß Dir doch von Deinem Kaiser eine Pension geben!"

„Nein, Majestät, das wäre ungerecht! Ihre Soldaten haben mir ein Bein weggeschossen, darum müssen auch Sie mir eine Pension geben!"

Der König machte ein nachdenkliches Gesicht und — bewilligte die Pension. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 13:
Wer sagt, was ihm behagt, muß hören, was ihm nicht behagt.

Ausschnitt-Räthsel.

Abenteuernd hin und her
Bin ich einst gezogen
Und dabei von ungefähr
Hab' ich viel gelogen;
Aber stets zum Spaße blos
Hab' ich dies getrieben,
Aufgeschnitten, ha, famos —
Und man hat's beschrieben.

Doch jetzt ohne Hinterlist,
Hört, was nicht erlogen:
Wird, was stets mein eigen ist,
Mir mein Haus entzogen:
Dann mit Häusern massenhaft,
Großen mehr als kleinen,
Sitz von Kunst und Wissenschaft
So werd' ich erscheinen. [Franz Marr.]

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13:
des Räthsels: Die Nadel; des Buchstaben-Räthsels: Keil, Keile, Keiler.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung. Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.